

Mario und der Zauberer

Die neue Novelle von Thomas Mann oder, wie er es nennt: Ein tragisches Reiseerlebnis (S. Fischer Verlag). Ein knappes Bändchen in einem hübschen Karton, auf dem ich eben erst die italienische Trikolore in einem blasserem und bescheideneren Grünweißrot entdeckte. Man kann die Farben hier auch anders ausdeuten: Grün das Land, weiß der Strand, rot die Sonne. Hübsch auch sonst die Zeichnungen von Hans Meid; er folgt dem Dichter mit einem schlank abschließenden bestimmten Kontur, der doch wieder, mit keinem anderen Hintergrund als der weißen Papierfläche etwas Unbestimmtes freigibt.

Dieses Reiseerlebnis, wahrscheinlich auch auf einer Reise oder in Ferienmuße geschrieben, ist ein Meisterwerk, ein ungemütliches Gegenstück zu dem gemütlichen „Unordnung und frühes Leid“. Beide Male erzählt Thomas Mann als Hausvater, von den Kindern, nur daß er diesmal draußen ist, nicht mehr häusliche Autorität und Vorsehung, sondern Zufällen, Begegnungen, unfreundlichen Geistern ausgesetzt, für die er auch nur ein irgend Jemand ist. Das Unfreundliche droht im Anfang mit banalen, nüchternen Gebärden, mit der fremden Natur, mit der anderen Sprache, Gesinnung, Gesittung oder Ungesittung. Der Süden war dem Dichter nie behaglich, mit der glühenden Leere des Himmels, wie es hier einmal heißt, mit der Ungebrochenheit oder Unverschämtheit des Lichtes. Weshalb auch „Der Tod in Venedig“, bisher seine einzige tragische Geschichte, mit hohlläufigen Larven, da unten spielen mußte.

In dem kleinen Seebad Torre di Venere ist alles, Natur, Menschen, ungemütlich, ablehnend, leise herausfordernd, atmosphärisch unangenehm. Sogar demütigend, wenn man das alles ernst nehmen wollte: Streit mit dem Hotel, der zu einem Umzug nötigt, polizeiliches Verhör und Polizeistrafe, über den Vater des „Kindchens“ verhängt, das seinen Badeanzug in der Hand statt auf der lieblichen Dürftigkeit des Leibes getragen hat. Dann der unausstehliche italienische Bengel, den aber die so sichtbar und reizbar gewordene Würde des Vaterlandes in ihren eifersüchtigen Schutz nimmt. Patriotische Kinder mit der Empfindlichkeit und Feindseligkeit der Großen gefüttert oder vergiftet.

Man hätte eigentlich abreisen sollen. Aber man will nicht immer, wie man muß. Oder man muß nicht immer, wie man will. – Nicht wahr? Hören Sie ! – Der Hausvater Thomas Mann redet uns an, uns andere Väter und verantwortliche Familienhäupter. Mit dieser Familiarisierung, mit dieser ironischen Überbetonung gewinnt Thomas Mann das Mittel, eine Sache zugleich zu bagatellisieren und ihr trotzdem eine Projektion ins Hintergründige, ins Dämonische zu geben. Vergleicht einmal diese geschwinde, nahe Anrede mit dem breiter gefaßten, im tragischen Verlauf lyrisch gehobenen am Ende fast zu Versen abgesetzten „Tod in Venedig“.

Weich ein Künstler! Welch ein Atelier! Mit immer neuer Könnerschaft! Wie klein scheinen hier die Griffe, und wie weit reichen sie! Wie schmal die Gelenke und wie tragfähig! Man liest die Erzählung in einer Stunde, man liest sie noch einmal und öfter, immer langsamer, um sich jedesmal das Vergnügen an dieser Feinmechanik zu steigern, an einem durchsichtigen Bau von Glas und Stahl, der ganz Fenster scheint. Ein schmaler Turmbau, aus dem Familiären, Gelegentlichen, Zufälligen bis ins Tragische hinaufgezogen und zu den hohen Lebensfragen, für die es keine Antwort auf Ja oder Nein gibt. Warum blieb man in Torre di Venere? Warum ging man mit den Kindern, und in so später Stunde, zu der Vorstellung des Cavaliere Cipolla, der sich als Zauberkünstler ankündigt und als Hypnotiseur bestätigt? Warum blieb man in dem demütigenden Bereich dieses widerlichen, bombastischen

Phrasenschleuderers mit dem Buckel, mit den gelblichen Krallen, mit der Reitpeitsche, der den Menschen den Willen nimmt, vielleicht aber auch ihre Leiden auf sich nimmt?

Ein peinigendes Kapitel von der menschlichen Willensfreiheit, ein Wachtraum von gespenstischer Überdeutlichkeit am Rande des Abgrunds, in dem unsere Schwäche sich eindunkelt. Wer da hinunter kraucht, es muß ein Beraubter, Erniedrigter, Verkommener sein und schamlos genug, mit ihr zu verkehren, der beherrscht diese Schwäche durch ihre Entblößung. Den Vampyr wischt ein Pistolenschuß weg von dem in seiner Jünglingsscham mißbrauchten Mario.

Der Spuk ist zergangen, der uns kalt ins Blut ging. Dennoch, auch dieser Vampyr, auch dieser unwiderstehliche, unausstehliche Zauberer war ein Opfer, war das Gespenst auf unser aller Rücken. Das ist mit Meisterschaft bewiesen, aber nicht ohne den wohltätigen Rest des Unaufgelösten, der aus der elegant geführten Differentialrechnung hinuntersinkt ins Gefühlmäßige, ins Irrationale, in den Abgrund. Die Analytiker werden staunen und dann versuchen, seinen Kubikinhalt auszumessen.

Arthur Eloesser

Quelle: Neue deutsche Rundschau 41. Jg. Bd. 2 (1930) S. 718f